

Neue Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schriftstellerin, Nelly Bergmann, hat uns mit ihren neuen Proben ihrer Erzählungskunst, den beiden Novellen „Rahel Dornhauser“ und „Tine Aschmann“, die in dem Bändchen *Einsame Häuser*, auch ihrer stofflichen Gleichartigkeit wegen, zweckmäßig vereinigt worden sind, wiederum eine literarisch wertvolle Gabe beschert.

Die mit schlichter Natürlichkeit, aber dennoch packend und ergreifend geschilderten Schicksale zweier Frauenleben, deren tragischer Verlauf mehr als einmal an die ernstesten sittlichen Fragen sozialer und individueller Art rührt, gehören durchaus in den leider nicht allzu umfangreichen Kreis nationaler Schriftwerke, die den Anspruch erheben dürfen, zur volkstümlichen und doch guten, gebaltvollen Kunst gerechnet zu werden.

Niemand wird diese Geschichten, die gleich weit entfernt sind von verständnisloser, liebearmer und selbstgerechter Sittenstrenge wie von schwächerer, rührseliger und weibischer Empfindsamkeit, ohne eine gewisse menschliche und künstlerische Befriedigung wieder aus der Hand legen, und das ist vielleicht das beste Lob, das man ihnen auf ihre, hoffentlich recht erfolgreiche, literarische Wanderfahrt mitgeben darf.

ALFRED SCHAER

*

DIE HÖLLE. Von Henri Barbusse. Deutsche Übertragung von Max Hochdorf. Max Rascher-Verlag, Zürich.

Welcher Sprung von *L'enfer* zu *Le Feu*! Hier die feldgraue Masse einer französischen Korporalschaft, die fluchend und murrend das Gewehr in den Fäusten hält, dort ein Einzelmensch, dessen seelische Schwingungen feinste Kammermusik

ergeben. Und doch verbindet diese zwei Bücher sehr deutlich ein scharfer charakteristischer Zug: der leidenschaftliche Drang zur Wahrheit.

Die Hölle ist kein Buch, das eine sanfte schulmeisterliche Verzettelung verträgt. Es will gelesen, will miterlebt sein. Der von ungeheurer Sinnlichkeit durchpulste Ichroman stößt die geheimsten innersten Türen auf, und nur der ganz reife, ganz vorurteilsfreie Zuschauer wird ihm folgen können.

Der Stil, die Behandlung des Stoffes ist glänzend. Die feine, geschliffene Kunst Barbusse's hat jede gemeine Ausbeutung des sehr gewagten Themas vermieden; manche, besonders die Schlusskapitel sind zuweilen etwas mystisch, etwas breit, ohne sich jedoch ins Uferlose zu verlieren.

Die Übersetzung Hochdorfs ist ausgezeichnet und wird dem französischen Text voll und ganz gerecht.

CARL SEELIG

*

SONDERLINGE. Von Lilly Haller (Bern 1918; A. Francke).

DER BAUM. Von Anders Heyster (Basel 1919; A. Frobenius).

JUGENDDRANG. Von Ulrich Amstutz (Bern 1919; A. Francke).

Lilly Haller ist eine echte Erzählerin: ihr Stil ist einfach und natürlich, die Gestalten sind wahr und lebendig, sie vermag psychologisch zu entwickeln und das Ganze erscheint nirgends bewusst konstruiert. Die beste Novelle des Bandes ist „Wie Lehmann ein Mensch sein wollte“: die Tragik des verstoßenen Menschen ist in wundervoller Einheit aufgebaut, so dass dies Stück zu den besten modernen Schweizer-novellen gehört. Ein kleines Kunstwerklein ist auch „Das Bett“; es kann den Vergleich mit Maupassants „Le lit“ wohl aushalten. Die andern

Novellen freilich, besonders „Der Leuchter“ und die „Vorsteherin“, fallen stark ab: sie sind nicht mehr aus dem Vollen geschöpft. Auch das Märchen liegt ihr, wenn es schalkhaft humorvoll ist. Im letzten Stück, dem „Märchen vom Frieden“, aber hat sie sich zuviel zugetraut: die Gottheit und die Menschheit sind einander gegenübergestellt und da hat sie denn wohl die Menschen groß, Gott aber — klein gemacht!

Heysters Novelle ist ebenfalls dem Leben abgelauscht und durch ein fühlendes Herz gegangen. Der Wirt Ulrich Gysin, vor dessen Schenke der „Baum“ steht, eine weitausgreifende Linde, hinterlässt zwei Söhne, Rudi und Jakob. Der hochfliegende Rudi verwandelt den einfachen Krug zu einem großartigen Hotel, das nicht geht. Von seinem Bruder und seiner hohlen Frau verlassen, die seine Jugendgeliebten auszustecken vermochte, sieht er seine Irrwege ein und söhnt sich wieder mit Jakob aus, der Luise geheiratet hat. Die Novelle ist ein glücklicher Griff mitten in unser Hotelleben hinein mit seinen zermalmenden Versuchungen, denen ein Schwacher erliegen kann.

Von bedeutend geringerem Gehalt sind freilich die fünf Novellen von Ulrich Amstutz. Nur zwei können als gelungen gelten; die Geschichte des Kapitän Fuchserfritz, das Schicksal eines fähigen Jungen darstellend, der vom Unglück verfolgt wird, weil ihm alles, was er anrührt, zu einer „Lumperei“ ausschlägt, den aber das Leben dennoch zum Tüchtigen reifen lässt und die einfache, feine Kindergeschichte des „Jakobli“, der ob des Spieles das „Zimbistragen“ vergisst. Doch verrät diese Novelle bereits die bewusste Nachahmung Gotthelfs in Sprache und Charakterisierung. Die Geschichte vom „roten Schlosser“

streift aber bereits ans Weinerliche, Rührselige, während „Antonio und Gabriele“ und „Maria“, durch italienische Zutaten bombastisch aufgezupft, zu dilettantischen Kalender-Schaueremären herabsinken. Wie in indischen Märchen fallen da die Menschen auf den ersten Blick in tolle Liebe, wodurch sie ins Unwahre verzerrt werden. Was hilft es da viel, wenn der Verfasser wirklich ein guter Naturschilderer ist? Diese Novellen verraten deutlich den Anfänger, der sich kühn schon an große Probleme wagt, ohne noch erst die Kleinen restlos bewältigen zu können!

M.

*

POLITISCHE KORRESPONDENZEN UND FRIEDFERTIGE KRIEGSAUFSÄTZE 1914—1918. Von Rudolph Said-Ruete. Verlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich. 10 Fr.

Es haben in diesen letzten Monaten auch in der Schweiz eine ganze Reihe deutscher Publizisten und Gelegenheitspolitiker empörten Tones gegen den Versailler Vertragsentwurf protestiert, die durch ihre ganze Haltung während des Krieges das Recht verwirklicht haben, gegen Gewalt und Unterdrückung aufzutreten, oder die zum mindesten den Beweis dafür schuldig geblieben sind, dass es ihnen wirklich um die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit an sich zu tun ist.

Dass Said-Ruete nicht zu diesen zweifelhaften Anwälten der Völkerverständigung gehört, wissen die Freunde von *Wissen und Leben* aus den Aufsätzen, die in den Kriegsjahren aus seiner Feder in diesen Blättern erschienen sind. Einer weiteren Öffentlichkeit gegenüber aber, die ihn nach seiner Legitimation fragen würde, wenn er — ich weiß nicht, ob er dazu Veranlassung hätte — das Werk der Pariser Konferenz als Grundlage einer neuen internatio-

nen Ordnung ablehnen würde, dürfte er auf die Sammlung seiner während des Krieges entstandenen politischen Korrespondenzen und in schweizerischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze als auf einen Rechenschaftsbericht verweisen, der eine genügend klare Sprache redet.

Said-Ruete vertritt einen politischen Typus, der einem bei England ganz vertraut ist, während er in Deutschland beschämend selten vorkommt: den Typus des im besten Sinn des Wortes liberalen Kaufmanns, der ein freies Weltbürgertum mit sicherem Nationalstolz und weitherzige Noblesse mit klug rechnendem Geschäftssinn in glücklicher Mischung verbindet, und dessen persönliche Kultur wahrhaft die eines gentleman ist. Wenn nach dem Sturz der Militärmonarchie und des Beamtenstaates in Deutschland das Bürgertum politisch so ganz und gar versagt hat, so liegt der Grund nicht zuletzt in dem Fehlen einer regierungsfähigen Handels- und Industrieschicht mit Eigenschaften, wie sie Said-Ruete verkörpert. Es wird eine wichtige Aufgabe der politischen Erziehung in Deutschland werden, diesen verhängnisvollen Mangel zu beheben, ohne dessen Ausgleich ich mir den Aufbau eines gesunden Volkskörpers nicht vorzustellen vermag. HUGO KRAMER

*

HULDRYCH ZWINGLIS BRIEFE.

Übersetzt von Oskar Farner. 1. Band 1512—23. Rascher & Co., Zürich, 1918. Geb. 6 Fr. 256 S.

CASPAR ROÜST. Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation. Von Niklaus Bolt. Orell Füssli, Zürich 1918. Geb. 7 Fr. 146 S.

CHRONIKA DES WEILAND REITERKNECHTS AMBROSI SCHWERTER. Vergilbte Blätter aus der Reformationszeit. Franke, Bern 1919. Geb. Fr. 6.50. 168 S.

Es war wirklich an der Zeit, das Bild Zwinglis, das sich der Großteil der Gebildeten aus Schilderungen zweiter Hand zusammensetzen musste, aus den reinsten Quellen, seinen Briefen, endlich erstehen zu lassen. Die Übersetzung ist vorzüglich: sie liest sich wie ein Original. Die biographischen Angaben, über die einzelnen Empfänger, wie Vadian, Erasmus, Ökolampad, Myconius, Rhenanus, Haller u. a., welche den Briefen jeweils vorangehen, ermöglichen auch dem Nichtfachmanne das Verständnis und sind zugleich Zeugnisse der riesigen Arbeit und Gründlichkeit, die hinter diesem Unternehmen unsichtbar stehen. Diese Ausgabe der Briefe Zwinglis ist darum muster-gültig.

Es ist ein Genuss, die Gestalt Zwinglis aus diesen Dokumenten seines Geistes sich herauschälen zu sehen. Freilich wird das Bild nie vollständig werden können, weil von der Unzahl seiner Briefe nur etwa 300 erhalten geblieben sind. Und welch ein prächtiger Briefschreiber war Zwingli, der inmitten der größten Arbeitslast immer noch Zeit fand, seinen Freunden ein kurzes, herzliches Wort zu senden. Hat doch schon Keller (in der *Ursula*) seine „bewegliche Sprache“ gerühmt als „die Blüte des frischen und unbefangenen Wesens des Gebirgskindes, das mit gelenker Kraft ins Leben niedergesprungen“. Schon er hatte die Erkenntnis, dass alles Große einfacher Natur ist, und so flossen ihm seine Briefe in schlichten, wahren Worten aus der Feder. Möchte doch der eine oder andere, vor allem aber jener, in dem er seine Lehre vom Abendmahl so einfach auseinandersetzt (Nr. 66, an seinen Lehrer Thomas Wytttenbach in Biel), in unsere Lesebücher Eingang finden! Natürlich muss man seinen Versicherungen,

schöne Briefe seien von ihm nicht zu erwarten, da er ein „ungehobelter Bauer“ sei, wenig Glauben schenken. Welch rührendes Zeugnis seiner Aufrichtigkeit ist das Schreiben an den Zürcher Chorherrn Utinger (Nr. 8), in dem er sich gegen die Anschuldigung verteidigt, sich in Einsiedeln an der Tochter eines Amtsmannes vergangen zu haben. Er war so grundehrlich, dass er aber auch Freunden gegenüber Unmut nicht verschwieg; denn Freundschaft schien ihm nur „ohne Schmeichelei“ gedeihen zu können und nichts war ihm da schöner als ein „undankbares Herz“.

Ein solcher Charakter konnte wirklich seine Gegner, mochten sie noch so „voll wüsten Gestankes“ sein, nie schmähen: er wollte lieber durch Güte überzeugen, denn durch „zwängerisches Wesen“. Welch herrliches Bekenntnis: „Ich habe meiner Lebtag *nie* aus irgendeinem Hass gestritten.“ (Nr. 51.) Und so machte er die Katholiken nicht herunter; denn er wusste wohl, dass beide Teile „im Kämpfen und Verspottengleich stark“ waren. Und wenn er mahnte, tat er es bescheiden: „Ihr tapfern, mannhaften Leute, fahret fort und schauet nicht zurück, dass ihr keine krumme Furche zieht,“ schreibt er am 4. Dezember 1521 an die noch unerstarkten Berner Glaubensgenossen. Hierzu fand er nur Größe, weil er von Anfang an im Innersten überzeugt war, sein Amt sei ihm nicht von den Menschen, sondern „von Christus“ gegeben. Doch hielt er sich bescheiden nur für das „Geschirr“, das halten oder gebrechen könne. Und so machte ihm „der Geruch Christi Freude“ und er predigte das Evangelium aus dem innersten Muss heraus „allen Püppchen und Päpstchen zum Trotz“.

Dabei war er sich der Schwierigkeit seines Riesenwerkes wohl bewusst: „Die dumme Welt kann mit

dem Evangelium nicht einig gehen. Die Dämonen — Zwingli hatte also schon den Dämonenglauben, der bei Goethe in verblüffender Klarheit wieder auftritt und der auch im *Leiden eines Knaben* spukt — können nicht schweigen, wenn Christus zugegen ist.“ Darum wollte er kämpfen, gegen die „mit dem Fett der bösen Dämonen Beschmierten“. Und so konnte er wohl sagen: „Ein Kriegsdienst ist das Leben des Menschen auf Erden.“ Und die Frage nach dem Grunde des menschlichen Elendes löste er so, dass er die Menschen für die Mühsale verantwortlich machte: „Wendeten wir an die Künste des Friedens so viel Mühe, wie daran, Händel zu stiften, so stünde es besser mit uns.“ (Nr. 26.) Wie menschlich dann wieder, wenn er seine Schwäche nicht verschweigt und von „Verleider“ redet, der ihn bei der Verteidigung seiner Sache oft befall. Dennoch führe allein „die Jämmerlichkeit aller Dinge“ zum Glauben. Groß wahrlich wuchs er in seinem Glauben, den er als richtig erkannt, hinein; seine Engelslehre (Nr. 27), die sich ganz mit jener der mittelalterlichen Mystiker deckt, ist dessen ein beredtes Zeugnis. Der Satz: „Fast alle Missbräuche haben sich eingeschlichen, seit man von der Lehre Christi abgewichen ist; denn wenn man das Licht verlässt und die Finsternis lieber hat, ist es kein Wunder, wenn man tüchtig in die Irre geht“, ist denn auch der Kern seiner Lebensauffassung. Und mit der Weisheit Goethes sagt er einmal über das Leben: „Die himmlischen Güter werden denen allein zuteil, die die irdischen gering achten. Vor allem ist deshalb nötig, dass du dich selbst verleugnest und täglich stirbst.“

Schade dann auch, dass nur wenige der Briefe Zwinglis deutsch geschrieben sind. Wie schön charakterisiert er doch seine Muttersprache: „Soviel

ich sehe, steht das Deutsche hinsichtlich des Wortschatzes und der Schönheit weder dem Griechischen, geschweige denn dem Lateinischen nach.“ Und jene Autoren die, wie noch heute mit aufgeputzten Phrasen Wirkung zu tun glaubten, hätte er am liebsten ausgepiffen, da sie — welch köstliches, echt Kellersches Kraftwort — „ihren Musen Mist machten“! Nur ein so feiner Stilist wie er konnte von einem Schwätzer, den er abgewehrt, in einem prachtvoll anschaulichen Bilde sagen, er habe ihn nicht besser abgeschüttelt „als ein starker Stier mit seinem Horne die Ähren“.

Um den politischen Revolutionär zu zeichnen, muss erst der zweite Band dieser Briefe abgewartet werden. Man mag sich wundern, dass keiner unserer großen Gestalten Zwingli zum Vorwurf genommen. Vergeblich hatte Louise von François C. F. Meyer wiederholentlich auf den Stoff aufmerksam gemacht, zwar nicht als Drama, weil man dies als ein „Sacrilegium“ empfinden würde, sondern als ein „zweiter Hutten oder Heiliger“. Denn in Zwinglis Streben und Schicksal liege viel eher als in Luther „ein starker, dramatischer Zug“. Aber Meyer brachte nur die unplastische Festkantate: „Zwingli, sprich, was soll das Schwert?“ zustande, die bei der Einweihung des Denkmals (23. August 1885) gesungen wurde, während er gerade auf dem Splügen oben saß. Dafür gehört aber dann Zwinglis Tod in Kellers *Ursula* freilich zum Schönsten, was unser Schrifttum geschaffen.

Die Reformationszeit in satten Bildern zu beleben hat Niklaus Bolt wieder versucht: Zwingli, Erasmus, Schinner, Leo und Isabella d'Este sind in der Tat anschaulich gezeichnet und manche der Bilder dramatisch gesteigert oder münden in wir-

kungsvolle Gegensätze. Das Ganze ist fein zusammengehalten durch die tragische Geschichte des Gardehauptmanns Roüst und seines still dulden- den Weibes Elisabeth, die Zwingli tief ins Herz geschlossen hat und ihn auch mitten im festlauten Rom nicht verleugnet. Heimwehkrank zieht sie nach dem Tode ihres Mannes wieder nach Zürich. — Doch leiden diese Bilder an geschichtlichem Übergewicht, die bewusste Knappheit nähert sich da und dort dem Künstlichen, das um so deutlicher empfunden wird, als dieser Stil zu wenig durch lebendige Fülle getragen wird. Leider sind die Holzschnitte Balmers kahl und ohne Wärme.

Das dritte Bändchen, die Chronika Schwerters, ist klarer und in der Knappheit weniger mühsam. Es gibt eine ungeschminkte Zeichnung dieser Zeiten wie sie waren. Die Szenen sind um die Gestalt des grimmen Reisläufers und Widersachers Zwinglis, des Junker Thomann v. Wellenberg auf Schloss Wart bei Pfungen gelegt, dessen Dienstmann Schwerter ist. Die Schilderung des jungen Zwingli, der Schwerters „Liebgenoss“ wird, die folgenden Abenteuer der wandernden Gesellen, die Mailänderzüge mit der an Schodelers Plastik erinnernden Schilderung der Merienenschlacht, endlich die Kappelergefechte sind von klarer, dichterischer Anschauung. Die mittleren Abschnitte sind von geringerer Plastik. Das Auge des geschulten Lesers wird aber sofort am Stile und manchen psychologischen oder stofflichen Feinheiten merken, dass diese Chronik erfunden und das Werk eines Modernen ist. Das sorgfältige Quellenstudium bricht ebenfalls durch. Wir vermuten im Verfasser einen jener Stillen, die in einem ruhigen Dörfchen unsres Kantons die Erforschung der großen Zeit der Reformation sich zur mühevollen,

aber beglückenden Lebensaufgabe gemacht haben und das Erworbene mit der Gabe der Gestaltung in der Tat zu formen vermögen.

E. MOSER

*

OMEINHEIMATLAND. Die Schweiz im heimischen Liede des 14. bis 20. Jahrhunderts. Eine Lese von Gottfried Bohnenblust. Schweizerische Bibliothek. Bd. Nr. 8. Zürich 1919. Verlag Rascher & Cie.

Mit dieser im eigentlichen und besten Sinne des Wortes heimat-künstlerischen Spende hat uns G. Bohnenblust eine von ebenso feinem poetischen Geschmack als tüchtigster Sachkenntnis zeugende Sammlung von Heimatliedern geschenkt, die in mehr als einer Hinsicht wertvoll und typisch ist. Einmal gestattet sie dem Literarhistoriker wie dem Laien einen klaren Einblick in die reichhaltige Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit unseres nationalen Liederschatzes und zweitens gewinnen wir, wozu auch die verständnisvolle Einleitung des Herausgebers wesentlich beiträgt, einen hochinteressanten, ergebnisreichen Versuch aus der Entwicklungsgeschichte unseres patriotischen Liedes, dessen Bedeutung vielleicht nicht weniger hoch eingeschätzt werden darf. So vereinigt das willkommene und überaus zeitgemäße Bändchen in bester Harmonie einen volkstümlich bildenden und einen wissenschaftlich aufklärenden Zweck, und die geschickte Auswahl und Zusammenstellung der dichterischen Belegstücke wird diesen beiden Absichten trefflich gerecht und bietet doch ein einheitlich geschlossenes, in sich abgerundetes Ganze dar.

Mit überaus glücklicher Hand hat der Binder dieses helvetischen Liederblütenstrausses seines bei der Überfülle des zu Gebote stehenden Materials doppelt schwierigen Amtes

gewaltet und uns aus den mehr oder weniger bekannten Schatzkammern der vaterländischen Liedkunst aus einem Zeitraum von sieben Jahrhunderten eine stattliche Zahl besonders bedeutsamer, nach Form und Inhalt ausgesprochen charakteristischer Dichtungen in Mundart und Schriftsprache zusammengestellt, die ein treues und lebendiges Bild von dem allmählich sich vollziehenden, inneren und äußeren geschichtlichen Wandel ihrer Ausdrucksform und Anschauungswelt bieten.

Der Herausgeber hat seinen Stoff in Gruppen geordnet, deren erste dem Motiv der „schönen Heimat“ gilt, während die zweite die ewig typische und unvergängliche „Heimweh“-Poesie umfasst, in der dritten „Alte Schweizer und ihre Nachfahren“ entrollt die historisch beglaubigte, kernhafte Tüchtigkeit des Schweizertums von gestern und heute das stolze „Frohfarbenfähnlein“, und in der letzten endlich äußert sich der zuversichtliche „Schweizerglaube“, der das zukünftige, hoffentlich unverlierbare Gut unserer Eidgenossenschaft in Sang und Klang prägt und feiert und den kommenden Geschlechtern den Weg zur Erhaltung altüberlieferter geistiger Werte weisen und anbahnen hilft.

Möge jeder Freund unseres echten Schweizertums, besonders auch der Lehrer und Erzieher, nach diesem kostbaren kleinen Buche greifen, das ihm immer neue Stunden der Freude beschert wird. Sein bei aller Gediegenheit des Druckes und der äußeren Ausstattung erfreulich niedriger Preis ermöglicht es auch den Schul- und Arbeiterbibliotheken, den Krankenhäusern und Heilanstalten sich in den Besitz dieser poesievollen und patriotischen, literarischen „Nationalspende“ zu setzen, die unstreitig zum Besten gehört, was wir bisher

auf diesem Gebiete unser eigen nennen. Man darf nur wünschen, dass auch der äußere Erfolg des Bändchens, Verfasser und Verleger bald in die angenehme Lage bringen möchte, in neuen Auflagen ihre verdienstvolle Publikation noch erheblich zu erweitern und zu bereichern!

ALFRED SCHAER

*

STUNDENRUF. Gedichte von Arnold Büchli. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. Fr. 3. 80.

Ein Erstlingsbuch. Schon der erste rasche Gang durch die hundert Seiten belehrt den Leser, dass er es hier mit einem Menschen und Dichter zu tun hat, der, aller Fragwürdigkeit und allen Krampfes bar und ein wenig abseits stehend, ehrlich und rechtschaffen sein Pfund verwaltet. Es ist ein Erstlingsbuch mit zwei Gesichtern, sozusagen. Denn es ist imstande, zwei sonst getrennte Leserschaften an sich zu fesseln: solche, die ohne langes kritisches Zusehen, Talent immerhin vorausgesetzt, hinnehmen und solche, die Anspruch auf eine besondere Note erheben. Die Zukunft wird lehren, für welche Richtung sich Büchlis ungeteiltes Herz entschieden hat. Hier dürfte noch, der Zahl nach, die Überlieferung auf ihn Beschlag legen; aber auch schon in diesen Stücken rebelliert es: sprachlicher Wagemut macht erfolgreiche Versuche. Und weiterhin weisen dann schöne Zeugen nachhaltig über die gangbare Überlieferung hinaus, und da geht dann der Dichter, gepriesen sei er dafür, seinen eigenen Weg. Um persönlichen Ausdruck sind gleich die Verse des ersten Gedichtes „An die Heimat“ bemüht, und sie geben nicht weniger als die Entdeckung des Vaterlandes, die vielen jungen Schweizern erst das Erlebnis des Krieges gebracht hat. Büchlis Blickfeld ist nicht eng. Es schließt die

Heimat ein, mit und ohne Fabriken, Maschinen und Eisenbahnzügen, und biblische Landschaften und biblische Stoffe, letztere, wenn wir von dem erfreulichen Bilderbogen „Das Jugendfest“ absehen, in weit originellerer Fassung als die heimatlichen. Ernst und Humor stehen dem Dichter, je nach Bedarf, zu Gebote, und er besingt Liebe und Freundschaft, und ein grüblerischer Zugrätselt nicht ungern an letzten Dingen. Sein sicheres Gefühl für Vers und Rhythmus — die herrliche Musikalität einiger Strophen von „Jeremia in Jerusalem“ verdient besondere Anerkennung — hat ihn nach unserer Ansicht nur einmal im Stiche gelassen: dort, wo er den Eisenbahnzug in der Sternennacht nach dem ausgeleiterten Tempo von Lenaus „Postillion“ davonrollen lässt. Auf was wäre nun noch der Finger zu legen? Ich glaube, die Reklamationen haben wir alle angebracht. Dagegen gebührt noch nachdrückliches Lob Büchlis starker visionärer Kraft, die Stücke wie „Moses Berufung“ — eine vollendete Leistung — und „An Jesus den Propheten“ zuwege gebracht hat. Und nicht zu vergessen der Mythos „Die Erschaffung der Eva“ und im Vorbeigehen etwa noch das Grabstück „Dem Vater“ oder „Bei einem toten Kinde“, alles Sachen, die im Verein mit früher erwähnten Probe ablegen für die Entwicklungsmöglichkeit dieses Dichters.

EMIL WIEDMER

*

GOTTFRIED KELLER. Sechs Vorträge von Gustav Steiner. Verlag Helbing und Lichtenhahn, Basel. Preis 5 Fr.

Der 100. Geburtstag Kellers hat viel Schreiberei über den Dichter gebracht. Wenn schon die würdige Feier nur darin bestehen kann, dass der große Meister selbst gelesen wird, darf doch mit gutem Gewissen eine

so liebevolle, klar zusammenfassende und gemeinverständliche Darstellung empfohlen werden, wie Dr. Steiner sie in seinem vom Basler Erziehungsdepartement veranlassten öffentlichen Vortragskurs gab, der hier im Druck vorliegt. Das Schöne dabei ist, dass der Verfasser bei all seinem Überblick und reicher Kenntnis nichts anderes will, als schlicht und ehrlich der Wahrheit dienen. Seitab vom literargeschwätzigen Klüngel können wir uns in Steiners Begleitung an der Größe, aber auch Tragik menschlichen Kämpfens um die höchsten innerlichen Werte bei G. Keller selber aufrichten und erbauen. Der Inhalt ist kurz so gegliedert: Heimat und Jugend; der Maler (München), Wandlung zum politischen Lyriker; Freundschaft und Liebe (Heidelberg, Berlin); das Drama (Berlin, Zürich); Erzählungskunst und Humor.

Sorgfältig wird dem schweren Ringen Kellers nachgegangen, dem langhin geradezu furchtbaren Weg der „Abklärung und Selbststrettung“, während welchem Keller nicht zu Taten gelangen konnte, in welcher Zeit er manchmal buchstäblich am Verhungern vorbeiging, wo nur sein Reichtum an Herz und Phantasie die äußere Armut und Bedrängnis überwinden konnten; wir erleben in großer Liebe zum Dichter mit, wie das Ringen um künstlerische Gestaltung zum Sieg führt und ihm beides gelingt, was er selbst mit den Worten vorzeichnete: „Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not; aber nachher soll seine Kunst wieder der Blumengarten und Erholungsplatz des Lebens sein.“ In G. Kellers frischen Lebensborn einzutauchen,

der bei ihm „das Gewissen und die Kraft“ ist, wie er dies bei seinem geliebten Friedrich Schiller rühmte, an G. Kellers lauterer Menschlichkeit und seinen schönen Geistesblumen uns freudig zu erquicken, gibt Steiners Buch neue Anregung, und dass gerade auf grauem Grunde der farbenvolle Regenbogen leuchtet, erkennen wir bei Keller so deutlich; das „pfuscherhafte Glückseligsein wollen“ war Keller fern; so schrieb er einmal: „Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind, aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?“ — Da Keller immer dahin gehört hat, „wo das Herz schlägt, auf der Menschheit frohe Linke, auf des Frühlings große Seite,“ war er selbst der letzte, der wollte oder auch nur dulden konnte, dass eitler Kult mit ihm getrieben würde, vielmehr wies Keller in die Zukunft und ersehnte Zeiten, die dem Künstler höhern Inhalt reiferen Völkerlebens darbieten werden: ... „wird der rechte Stoff erst dann vorhanden sein, wenn die Völker frei, geordnete würdige Zustände und wahre Staatsmänner und andere Träger der Kultur vorhanden sind. Alsdann werden auch die Konflikte und Differenzen der Völkerschaften würdiger Art sein und einen tüchtigen Inhalt für eine wahre Poesie abgeben.“ — Aber mit Ricarda Huch, deren Studie über G. Keller im Inselverlag als schöne Ergänzung neben Steiners Vorträge gehört, wird jeder Poesiefreudige innig wünschen: Meister Gottfried, sei uns noch Lehrer und Hüter!

OTTO VOLKART

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.

Redaktion und Sekretariat: Bleicherweg 13. — Telephon Selnau 47 96.